

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 41

Artikel: Wunderliche Wege
Autor: Erismann, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Theater-Publikum

Theater — bunte, schöne Welt des Scheins und doch schlägst du die armen, kranken Menschen in den Mantel der Geborgenheit, läßt sie trinken an den vollen Schalen der Kunst und genießen in Ehrfurcht die ernst gewollte dichterische Schöpfung, die uns Künstler mit ganzer Seele und Liebe als Eigenes geben möchten.

Hier ist's, wo die Muttersprache ihr Band um alle Kinder des Volkes in Höhen und Tiefen schlingt. Wünschen wollen wir, daß ihre Form und die Schönheit ihrer Werke von allen wieder gesucht und empfunden werden. Dazu seien uns stillen Stunden beschieden im Hasten und Treiben der Zeit! — Die Kunst in der Sprache, die Neuschaffung der Welt durch die dichterischen Werke, die Kunst wollen wir ehren, lehren und lieben!

Wo die Kunst erscheint, da bringt sie hundertfältige Geschenke mit und achtet ihrer nicht, aber das Herrlichste ist, daß sie selber da ist, ihre Erscheinung, ihre Gegenwart erhellt unser Denken, durchglüht unser Fühlen, entflammt unser Wollen, reist unser Vollbringen, kurz, erhebt und fördert durch anbetende Freude unser ganzes Leben.

Nicht der Verstand und nicht die Kennerchaft, sondern das Gefühl schlägt die Brücke vom Kunsthandwerk zum menschlichen Herzen. Aber wo kein Gefühl, ist Mangel an Kunstverständnis vorhanden und das ist eine üble Sache, und leider ist diese weitverbreitet. Und doch sind's vielfach Menschen, die den guten Ton gepachtet haben wollen, die man im Theater reden hört, als würden sie dafür bezahlt: daß man sich unwillkürlich umsieht und mit Mephisto fragt: „Wozu der Lärm?“ — —

Wer hat es nicht schon erlebt, daß er durch einen oder mehrere verspätet kommende gestört wurde. „Kunstfreunde“,

die ohne Rücksicht auf das gesprochene Wort, die Künstler und das Publikum geräuschißvoll in den Tempel der Kunst treten, nach ihren Plätzen suchen und an den Stühlen rücken, miteinander sprechen und erst alle Anwesenden mustern, ehe sie sich zur Ruhe nieder lassen. — Und wer hatte nicht schon einmal das zweifelhafte Vergnügen, neben Leuten sitzen zu dürfen, die den Takt der Musik mit den Füßen trampelten und die Gesangspartien mitsummten? — Solche Leute verdienten ohne Gnade an die Lust gesetzt zu werden!

Und noch gibt es größere Proben der Geduld für die armen Theaterbesucher, die vielleicht kein Opfer scheut, um eines seltenen Genusses teilhaftig zu werden. — Ich saß einst in einer Aufführung von „Parfival“ vor drei Damen, die sich während des „Karfreitagszaubers“ vor Lachen schüttelten. — Man kann ja sagen, daß die Kunst, die Musik, die Bühne nicht auf alle Menschen die gleiche Wirkung ausübe, und daß dem, der ihren Zauber nicht fühlt, eben nicht zu helfen ist, aber in Rücksicht auf die überwiegende Menge derer, die sich durch die Macht der Kunst erhoben und begeistert fühlen, sollten jene anderen zu Hause bleiben, oder aber, man müßte ein Mittel erfinden, sie geräuschißlos aus dem Musenhaus zu entfernen.

Freuen wir uns der kommende Tage, Wochen und Monde, da wir wieder Schönheit in vollen Zügen trinken können, wo die Kunst uns in ihren Bann legen kann — bringen wir aber auch das Verständnis für das Schaffen des Künstlers und vor allen Dingen den Takt gegenüber den Mit- und Nebenmenschen! Lassen wir die Kunst zu uns sprechen! Schweigen wir!

Unser Benehmen sei so, daß uns die Menschen nicht zu fragen brauchen. Dic, cur hic, — — Sage, warum bist du hier?!

Luz.

Wunderliche Wege

Skizze von A. Erismann

„Es waren wirklich anständige, nette Leute, die unsern Umzug besorgten“, so äußerte sich meine Tochter, als wir zum ersten Mal im neuen Heim behaglich bei Tisch saßen.

Ein paar Wochen später. Es läutete, ich öffnete, da ich es immer noch nicht gelernt habe, mich einfach zu verleugnen, wenn ein armer Hausierer vor der Türe steht. Und diesmal war ich froh, zu Hause gewesen zu sein, denn der junge Mann, der vor der Türe stand und mir wortlos ein paar Ansichtskarten in die Hand drückte, kam mir seltsam bekannt vor. „Wo habe ich Sie schon gesehen?“

„Ich habe bei Ihrem Umzug mitgeholfen. Ein paar Tage später verunfallte ich beim Transport eines Klaviers und da ich nur Gelegenheitsarbeiter war in der Transportfirma, bekomme ich nur wenig Geld von der Versicherung. Es reicht nicht einmal zum Essen“, so lautete seine Antwort. Der junge Mann machte einen so bescheidenen Eindruck, man sah, wie schwer ihm das Hausieren war. Ich bat ihn, sich übermorgen bei mir zum Mittagessen einzufinden, und war des Einverständnisses meiner Tochter sicher. Er sagte zögernd zu, erschien aber am besagten Tage nicht. „Sicher war er zu bescheiden“, sagten wir uns und dachten nicht mehr weiter an die Sache. Nach einiger Zeit aber trafen wir ihn, wie er allein auf einer sonnenbeschienenen Bank saß. Er bekannte, daß es ihm einfach unmöglich gewesen sei, zu kommen und daß er auch den Kartenverkauf nicht mehr weiter führen konnte, „ich kam mir vor wie ein Bettler“. Da sein Arm langsam heilte, hatte er ein paar Mal leichtere Arbeit verrichten können. „Dreimal hätte ich jetzt gut bezahlte Arbeit bekommen, wenn mir nicht dieser Unfall passiert wäre.“

Ich habe mich seither oft gefragt, wie es wohl dem armen Menschen gehen möchte, denn es lag etwas Aufrichtiges und Treuerziges in seinen Augen. Aber die Zeit vergeht so rasch und alles verwischt sie, kaum daß man sich dessen bewußt ist.

An einem schönen Augusttag fand in unserer Stadt, wie übrigens fast jeden Sonntag, ein großer Fußballmatch statt. Eine große Menschenmenge strömte hinaus und man sah auf der Tribüne nicht nur wohl bestellte ältere Herren, sondern auch elegante Damen, während das junge Volk sich meistens auf den Stehläden bewegte. Als die erste Spielhälfte vorbei war, erschallte plötzlich der Lautsprecher über die Menge hin und verkündete, daß einer Dame soeben ein wertvoller Schmuck, bestehend aus einem Anhänger mit einem ungewöhnlich großen Smaragd, abhanden gekommen sei, sie verspreche demjenigen eine große Belohnung, der den Schmuck finde.

Aufgeregt hasteten die Leute durcheinander. Der Rasen war bald so zertreten, daß man zweifeln mußte, darauf etwas zu finden. Und dennoch — ein junger Mann bückte sich, hob etwas auf, staunte und mit einem erlösenden Seufzer wickelte er den Schmuck in sein Taschentuch und steckte es in die Brusttasche. Die Spielpause war mittlerweile vorbei und er wollte das Kleinod seiner Besitzerin am selben Abend noch nach Hause bringen.

Er verließ den Spielplatz und ging langsam der Stadt zu. Unzählige Autos und Pferdeführwerke kreuzten seinen Weg. Ein leichtes Gefährt mit einem feurigen Rappen bespannt und von einem jungen Mädchen gelenkt, kam im Galopp daher. Das aufgeregte Tier machte einen Seitensprung und jeden Augenblick drohte der Wagen umzukippen. Der junge Mann, dessen

Lebensgeister wach und munter waren, stürzte sich dem Tier entgegen, ergriff es am Bügel und brachte es trotz Schnauben und Stoßen zum Stehen. Leichenbläß war die Lenkerin. „Sie sind mein Lebensretter“, sagte sie mit leiser Stimme. Sie gab ihm ihre Adresse und bat ihn am Abend hinzukommen, damit auch ihre Eltern ihm danken könnten.

Erst als er wieder allein war, erinnerte er sich seiner Mission. Rauch griff er in seine Brusttasche, denn ihm war, als habe er während dem Kampf mit dem Pferd einen Augenblick sein Taschentuch am Boden gesehen und dann wieder eingesteckt. Die zusammengeknüpfte Ecke war gelöst, der Stein verschwunden!

Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des Jünglings. Nun war alles aus, wieder war es eine trügerische Hoffnung gewesen, wie lange würde das Unglück ihn wohl noch verfolgen. Seit dem Unfall in dem Transportgeschäft wollte nichts mehr gelingen, immer nur Enttäuschungen. Mit der versprochenen Belohnung hätte er das Lehrgeld für ein Handwerk gehabt, und dies war von jeher sein Traum gewesen. Daß doch der Vater so früh sterben mußte, wie wäre alles anders geworden, wenn er noch da gewesen wäre. Der junge Mann dachte über all das Unheil nach. Wo sollte er nun hingehen? Heim in sein Dachstübchen, wo die Gedanken wie düstere Vögel um ihn freisten. Planlos lief er durch die Straßen. Er überquerte einen Platz und erinnerte sich, daß das junge Mädchen, das er gerettet hatte, in einem dieser schönen Häuser wohnte. Mechanisch suchte er die angegebene Nummer. Es war ein stattliches Landhaus inmitten schöner alter Bäume. Aber da hineingehen und sich als Lebensretter vorstellen, nein, das konnte er nicht. Aber schon wurde er angerufen, das Fräulein, das in einem Lehns-

stuhl auf dem Balkon saß, hatte ihn gesehen und erkannt. So mußte er wohl oder übel durch das schmiedeiserne Tor in den Garten treten, und der Vater des Mädchens, ein vornehmer alter Herr, drückte ihm dankbar die Hand und führte ihn in ein schönes, helles Zimmer. Dort mußte er sich hinsetzen und die freundliche Art des alten Herrn brachte ihn bald zum Erzählen. Beruf, Familie, alles wollte er wissen und so erfuhr er denn auch die große Enttäuschung, die der heutige Tag dem Jüngling gebracht hatte. Der alte Herr überlegte. Diesem Menschen war mit Arbeit mehr geholfen als mit Geld, er würde ihn in seiner großen Maschinenfabrik wohl unterbringen. Alles wurde besprochen und dankbar und froh wollte sich der junge Mann verabschieden, als der Kutscher des Hauses eilig herbei kam und berichtete, das lebhafte Pferd könne mit einem Huf nicht auftreten, man werde den Tierarzt holen müssen. „Zuerst wollen wir uns die Sache selbst ansehen“, antwortete der Herr. Gefolgt vom Kutscher und dem Jüngling ging er in den Stall. Nur schwer konnte man das aufgeregte Tier dazu bringen, sich ruhig zu verhalten und den Fuß untersuchen zu lassen. Wie groß war das Staunen, als man zwischen dem Huf eingeklemmt einen harten Gegenstand fand. Durch den Schmutz schimmerte es grün. Es war der Smaragd! Im Kampf mit seinem Bändiger mußte das Tier das Taschentuch herausgerissen haben und der Stein war zu Boden gefallen, wo er wohl zertragen worden wäre, wenn er eben nicht ein Edelstein gewesen wäre.

Ungläubig starrte der junge Mann auf das Kleinod. An einem Tage Arbeit und eine Belohnung! Muß man da nicht dankbar sein. Und er war es auch. Alles geschah ihm zum Segen.

Ein Paar alte Schuhe . . .

Skizze von Oswald Strehlen

Gerte war es gewohnt, daß ihr gelehrter Bruder in allem und jedem strengste Ordnung hielt, daß er verbrauchte Dinge oder abgetragenes Zeug stets rechtzeitig beiseite schaffte, ja, es verpönte, wenn man in der Vorliebe für alten Kram wertvolle Dinge vernachlässigte.

Umsomehr wunderte es Gerte daher, als sie bei der Ueberstellung von ihrer alten Wohnung, in der sie noch mit den Eltern gehaust hatten, unter ihres Bruders Sachen auf ein sorgfältig verschürtes Paket stieß, in dem ein Paar mehr als abgenutzte Knabenschuhe waren. Schon hatte sie nicht übel Lust verspürt, diese Dinge mit anderen überflüssigen Dingen aus ihrem eigenen Bereich beiseite zu schaffen, weil sie Georgs Gepflogenheit kannte, nichts ohne Zweck aufzubewahren . . . doch wollte sie ihn vorerst doch einmal fragen.

Müde und abgespannt kam der Achtundzwanzigjährige einige Stunden später aus dem Gymnasium heim, in dem er seit Jahren Professor war und die Schwester gönnte ihm vor allem erst einmal Zeit, zu essen und zu verschraufen . . . es war nämlich schrecklich heiß draußen. Dann aber fragte sie doch wie von ungefähr, was es denn mit den alten Schuhen für eine Bewandtnis hätte, ob er sie wohl jemand schenken wollte und daran vergessen hätte, überhaupt so furchtbar abgetragenes Zeug . . .

Georg wurde etwas verlegen, dann aber meinte er doch schnell: „Du hast sie doch nicht etwa gar fortgeräumt, Schwester? Gerade diese alten Schuhe erzählen mir nämlich immer eine so wertvolle Geschichte, wie man sie so oft nötig hat, wenn die Härten des Lebens gar unsanft nach einem greifen.“

„Wo denkst Du hin, Georg! Ich wunderte mich nur bei Deinem sonstigen Ordnungssinn . . . und dann hast Du manchmal schon viel Besseres weggeschentkt!“

„Nun denn, Gerte, dann sollst auch Du die Geschichte hören, an die Du vielleicht nicht mehr denkst, die mir aber so lang ich

lebe, in Erinnerung bleiben wird. Es war zur Kriegszeit und Du und ich natürlich noch sorglose Kinder, die viel herumtolsteten und viel Schuhe zerrissen.

Vater verdiente damals noch nicht viel als junger Dozent an der Hochschule und das Haushalten muß bei diesen teuren Zeittäuschen unendlich viel verschlungen haben. Da lernte er sich selbst aus einem Büchlein in seinen kargen Freistunden von der Schusterrei wenigstens so viel, daß er die Sohlen für die Fußbekleidung seiner Kinder selbst anfertigen konnte und an manchem Abend saß er dann wohl, er, vor dessen Examenstrenge so mancher kecke Jüngling gezittert haben mag, und schusterte für uns, damit wir nicht um des Lebens Frohsinn betrogen sein sollten in unseren Jugendtagen.

Er hätte uns genau so gut übers Knie legen und wischen oder doch wenigstens donnernd ermahnen können: „Scharrt im Garten und auf der Straße nicht so viel mit den Füßen, ich kann nicht ewig hohe Schusterrechnungen für euch zahlen!“ oder uns sonst die Freiheit eindämmen, die im Leben nur einmal da ist und die man erst im Spiegel der Erinnerung als einen unversiegbaren Born von Glückseligkeit empfindet — nein, er setzte sich mit seinen feinen Gelehrtenhänden hin und arbeitete, damit wir fröhlich bleiben sollten.

Als ihn dann der Krieg gerufen — und behalten hatte und mir der große Verlust von Jahr zu Jahr mehr zum Bewußtsein kam, da suchte ich nach den Schuhen, die noch die Spuren von Vaters Güte und Liebe trugen — einige andere Paare waren ja schon verschenkt worden, diese da aber hob ich auf, trotz ihres Alters und ihrer Armseligkeit erzählten sie mir doch jedesmal so viel von selbstloser Demut.“

Georg schwieg. Eine Träne glänzte in seinem Auge und Gerte, die ihn oft ob seiner Genauigkeit und allzu gewissenhaften Pflichterfüllung oft für gefühllos, trotz seiner Jugend schon für